

Insel Verlag

Leseprobe



de Bok, Pauline

Blankow oder Das Verlangen nach Heimat

Aus dem Niederländischen von Waltraud Hüsmert

© Insel Verlag

insel taschenbuch 4069

978-3-458-35769-8

Pauline de Bok nimmt sich eine Auszeit vom Großstadtleben und zieht sich zurück aufs Land. Mit ihrem Hund lässt sie sich auf einem Gehöft in einem Dorf nördlich von Berlin nieder. In den verfallenen Gebäuden stößt die Journalistin auf Reste des Lebens voriger Bewohner, sie stöbert auf Dachböden, in Kellern und Archiven, befragt Einheimische nach deren Erinnerungen. Sie folgt den Spuren, die Menschen und Zeiten hinterlassen haben, und setzt so die vergessenen Geschichten von Land und Leuten zusammen wie ein Mosaik: »Das Land, das scheinbar stumm und stoisch Wetter und Weltgeschehen über sich ergehen lässt, es beginnt zu sprechen.« *Welt am Sonntag*

»Ein Buch voller weitergewispter Geschichte.« *Geert Mak*

»Eine beeindruckende Liebeserklärung an Land und Leute.«

Ostthüringer Zeitung

»Wer etwas von der DDR und von der deutschen Geschichte verstehen will, der kommt nicht um dieses Buch herum.« *Cees Nooteboom*

Pauline de Bok, geboren 1956, lebt in Amsterdam. Sie studierte Theologie, Philosophie und Germanistik und arbeitet als Journalistin, Übersetzerin und Autorin. *Blankow* wurde für den M. J. Brusse-Preis 2008 nominiert. 2010 wurde ihr der Annalise-Wagner-Preis verliehen.

insel taschenbuch 4069

Pauline de Bok

Blankow



Pauline de Bok
Blankow
oder Das Verlangen
nach Heimat

Aus dem Niederländischen von
Waltraud Hüsmert

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel *Blankow*
bei L. J. Veen, Amsterdam/Antwerpen (Amstel publishers)

© Pauline de Bok, 2006

Umschlagfotos: Robin Bartholick/Getty Images
Harry Zernike/Getty Images

Gefördert durch den Nederlands Literair
Productie- en Vertalingenfonds

insel taschenbuch 4069

Erste Auflage 2011

Insel Verlag Berlin 2011

© der deutschen Ausgabe Weissbooks GmbH Frankfurt am Main 2009

Lizenzabgabe mit freundlicher Genehmigung
der Weissbooks GmbH Frankfurt am Main.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: bürosüd, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35769-8

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Blankow

Prolog

Im Jahr 1817 zog eine Schlichtungskommission eine gerade Linie vom Dornhainer See zum Erlensee. Mit den Grenzstreitigkeiten zwischen Preußen und dem Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz sollte endlich Schluss sein. Dem Großherzog fiel das Stück Land westlich dieser Linie zu. Der Gutsherr von Dornhain war bereit, es dem Großherzog abzukaufen. Die Landwirtschaft florierte, Missernten in England hatten die Getreidepreise in die Höhe getrieben, Optimismus herrschte und Modernisierung war das Gebot der Stunde.

Durch den Zukauf besaß der Gutsherr auf einmal so viel Land, dass es sich von Dornhain aus nicht mehr bewirtschaften ließ. Deshalb legte er auf seinem neuen Grundbesitz ein Vorwerk an, ein Nebengut, das er verpachten konnte. Er errichtete es auf einem Hügel, der in den von Buchen gesäumten Mürzinsee auslief. Blankow nannte er es. 1827 war es fertig, zwei Jahre später trennte er sich von seinem Dornhainer Besitz und verkaufte ihn an einen bürgerlichen Gutsherrn.

Zu Beginn seiner Existenz hatte das Vorwerk knapp fünfzig Bewohner. Die Pächter kamen und gingen. Da es östlich der Elbe üblich war, nur Jahresverträge abzuschließen, konnten sie auf Blankow keine Zukunft aufbauen. Hunderte Menschen wohnten und arbeiteten dort, Bauern, Knechte, Tagelöhner und ihre Familien, Saisonarbeiter aus Deutschland, Polen, Russland. Der Gutsherr hatte das Sagen.

In der Zeit zwischen den beiden Kriegen benötigte er den Hof selbst, um seine unverheiratete Schwester und seinen äl-

testen Bruder mit dessen Bienenvölkern dort unterzubringen. Die beiden führten ein zurückgezogenes Leben, während Deutschland durch den Ersten Weltkrieg, die Novemberrevolution von 1918 und die weltweite Wirtschaftskrise in den Grundfesten erschüttert wurde. Auch Dornhain stand am Rand des Abgrundes, der Gutsherr starb plötzlich und das Gut ging nach einem Jahrhundert in andere Hände über. Der neue Besitzer, ein Margarinefabrikant aus Berlin, konnte den Bankrott Dornhains nur abwenden, indem er Blankow verkaufte.

Hitler hatte den deutschen Bauern zum Kern des *Deutschtums* erklärt; im ganzen Land erhielten »arische« Landarbeiter die Chance, einen eigenen Hof zu bewirtschaften. Auf dem Gelände von Blankow errichtete eine *Aufsiedlungsgesellschaft* fünf neue Gehöfte. Das eigentliche Vorwerk gelangte zum ersten Mal in die Hände eines Bauern, der selbst dort wohnte und arbeitete.

Schon bald versandete die Landwirtschaftspolitik der Nazis. Die deutsche Wirtschaft diente nur noch einem Ziel: Krieg. Der Bauer von Blankow fand 1941 ein tragisches Ende. Sein Nachfolger brachte das Vorwerk – zum ersten Mal in seiner Geschichte – zur Blüte.

Und dann brach das Deutsche Reich zusammen. Am 28. April 1945 wurde Blankow nach heftigen Kämpfen von den Russen eingenommen. Die Stunde Null war angebrochen, Berlin war gefallen, Deutschland kapitulierte. Millionen Menschen hatten ihre Heimat verloren und waren völlig mittellos. Jeder musste Vertriebene aufnehmen, Blankow platzte aus allen Nähten. Von nun an hatte die sowjetische Besatzungsmacht das Sagen, bis sich 1949 die *Deutsche Demokratische Republik* konstituierte. Die Bauern produzier-

ten nicht mehr für den Krieg, sondern für dessen Folgen: Reparationszahlungen an die Sowjetunion.

Die Landwirtschaft musste kollektiv betrieben werden. Ein Bauer nach dem anderen schloss sich an. Rings um das Vorwerk entstand die Genossenschaft *Neues Deutschland*, deren Leiter ein Bauer aus Ostpreußen war. Der Bauer von Blankow hielt an seiner kapitalistischen Produktionsweise fest, bis er 1957 fortging. Drei Jahre später vollendete der *Sozialistische Frühling* die Zwangskollektivierung.

Die Erträge blieben enttäuschend, Reorganisation folgte auf Reorganisation. Immer größer mussten die Kollektive werden, immer industrieller. Mit den Betonställen und -scheunen und den Plattenbauten, die für die Landarbeiter an den Dorfrändern errichtet wurden, konnte Vorwerk Blankow nicht konkurrieren. Das Vieh verschwand, die Landmaschinen verschwanden, die jungen Leute verschwanden. Einige ältere Flüchtlinge fristeten dort ihre letzten Tage mit ihrem Kleinvieh, ihrem Gemüsegarten, ihren Obstbäumen und ihrem Heimweh. Um sie herum verfiel das Vorwerk. Der ostpreußische Bauer erlebte dort noch – im Alter von über neunzig – die Auflösung der DDR. 1995 holten ihn seine Kinder von Blankow weg.

Die Tür

Hinten im Laderaum steht der Hund auf. Ich fahre über den Damm, der durch den Mürzinsee führt. Aus dem Wasser steigen Nebelfetzen auf, sie schimmern zwischen den Buchen auf der anderen Seite des Sees. Es ist das Eis, stumpf und weich geworden löst es sich vom See, Schicht um Schicht. Der Eisgeist verflüchtigt sich, zerfällt in feuchtkalte Spukgestalten, die vom See aus über das Land schweifen. Ich schau-dere und schüttele zugleich die Angst ab. Der Stillstand des Winters ist vorbei. Ich bin genau zur rechten Zeit gekommen.

Ich biege von der Chaussee in die schmale Sackgasse ein, fahre an den Häusern des Weilers vorbei bergauf. Auf der Anhöhe stehen sie im grauen Abendlicht: Bauernhaus, Ställe und Ruinen. Sie stehen schon wieder eine Weile leer und still da. Nur die großen schwarzen Maulwurfshügel deuten auf Aktivität: Kaum ist die Erde aufgetaut, arbeiten sich die Maulwürfe nach oben.

Mit der linken Hand drücke ich fest gegen die rostige eiserne Stalltür, mit der rechten drehe ich schnell den Schlüssel um. Geschafft, beim ersten Versuch. Die Tür quietscht beim Aufziehen, der vertraute, schrille Ton. Ich trete in den großen Kuhstall und atme die säuerliche Luft ein. Ich schließe die Augen. Der Geruch füllt meinen Brustkorb, erfüllt mich für einen Augenblick: all das vage Heimweh von Monaten. Alter Geruch.

Ich gehe durch den Stall und öffne die Tür des abgetrenn-

ten Wohnbereichs, betrete zögernd den Raum. Die Stühle stehen um den Tisch, die Decken liegen auf dem Bett, der gusseiserne Ofen steht eiskalt auf seinen vier Füßen. Ganz kurz erhasche ich einen Hauch von ihrem Dasein ohne mich, von ihrem An-sich-Sein, etwas, was ein Mensch nicht kann. Den Moment des Eintretens in diese Welt empfinde ich wie einen seltsamen Verstoß. Ich störe das planlose Dasein der Dinge. Ich gebe ihnen ihren Sinn, ich fülle den Raum mit Absichten.

Der Hund rennt mit geducktem Rücken und der Nase am Boden durch die Wohnung, hastig nimmt er die Gerüche auf. Dort, wo sich hinter dem schweren Vorhang die Gartentür befindet und die Mäuse unter den Dielen hervorkommen, bleibt er kurz stehen und schnüffelt wie besessen. Dann hat er die erste Erforschung beendet und kommt zu mir, um sich streicheln zu lassen. Woraus ich folgere, dass alles in Ordnung ist.

Ich werfe zerknülltes Zeitungspapier und Holzscheite in den Ofen und zünde sie an. *Dschuuu*, der Schornstein saugt an den Flammen.

Beim ersten Morgenrauen wollen wir ins Freie, der Hund und ich. Ungeduldig drückt er die Nase an die Eisentür. Er wirft die Vorderpfoten in die Luft, um Anlauf zu nehmen. Aber der Schlüssel passt nicht ins Schloss. Ich fummle und fummle. Nichts. Ich äuge ins Schlüsselloch, ein tadelloser T-förmiger Durchblick. Noch einmal, in aller Ruhe. Ein paar Sekunden halte ich durch, dann steigt die Spannung in meinen Muskeln an und ich trete gegen die Tür. Sie hallt wie ein Gong.

Keine Gewalt anwenden, ruhig bleiben. Dagegendonnern

bringt nichts. Noch ein Versuch. Ich manövriere, um den Schlüssel listig zu verlocken, ins Schloss zu gleiten. Wieder nichts, und wieder diese Flutwelle durch meinen Körper. Im Stall auf und ab tigern, den Apfel essen, den ich mir in die Jackentasche gesteckt habe. Wie ruhig ich doch bleibe. Die Windläden der anderen Türen sind noch zu und von außen mit Vorhängeschlössern gesichert. Mein Herz beginnt zu wummern. Ich bin also eingeschlossen. Kein Telefon, keine Verbindung zur Außenwelt, nichts. Niemand, der meine Rufe hören wird. Niemand. Tränen springen mir in die Augen. Der Hund macht sich klein. Ich versetze der Tür noch einen Schlag. Tage, eine Woche, noch länger kann ich hier eingesperrt sein, bis es jemand merkt. Ich muss eine Fensterscheibe einschlagen. Ich gehe an allen Fenstern und Türen entlang: Nein, davor ist ein Laden, und vor dem Fenster auch, und dieses hat kleine Eisensprossen, wie alle alten Fenster im Kuhstall.

Halt, im *Wintergarten*, da ist ein normales großes Fenster.

Und dann? Dann ist die Scheibe zerbrochen, und ich kann raus. Und jeder kann rein. Nein, das nur im Notfall.

Ein Stallfenster, vielleicht passe ich da hindurch. Es sind Kippfenster, die Scharniere befinden sich in der Mitte, aber es ist die einzige Chance. Erst alle Türen von innen entriegeln, die Schlüssel für die Vorhängeschlösser in meine Jackentasche stecken. Nein, keine Jacke, die ist zu dick, ich muss mich so dünn wie möglich machen.

Ich entscheide mich für das Fenster, unter dem draußen Holz aufgestapelt ist, stelle eine Leiter darunter und klettere hoch. Ich strecke das linke Bein unter dem gekippten Fenster hinaus. So, nun das andere. Mein rechter Fuß bleibt hän-

gen, die Stiefelspitze ist eingeklemmt, los, weiterschieben. Ich hänge halb draußen, jetzt um Himmels willen nicht stecken bleiben, ich zwänge und winde mich, mein Fuß schnell nach vorn, berührt den Holzstapel, der andere Fuß, das Holz gerät ins Rutschen, ich gleite hinab und stehe auf der Erde. Wie mein Kopf durch das Fenster gekommen ist, weiß ich nicht. Auf jeden Fall unversehrt.

Ich entriegele die Tür des Wintergartens und befreie den Hund aus der Wohnung. Draußen, endlich draußen.

Auf dem Weg sehe ich frische Reifenspuren, sie zeichnen sich im Schlamm scharf ab. Dort war ich mit dem Auto nicht. Ich erstarre.

Siehst du, heute Nacht war hier jemand, er hat sich an der Tür zu schaffen gemacht, er wollte das Schloss knacken. Seltsam, dass ich nichts gehört habe, die Eisentür dröhnt bei der geringsten Berührung.

Ich war todmüde von der Fahrt, das wird es sein. Aber ein Hund wacht doch auf, wenn jemand an der Tür herumfummelt. So ernst habe ich es nicht genommen, als sein Besitzer sagte, der Hund sei nicht wachsam und pofe einfach weiter, ob Gefahr drohe oder nicht. Ich habe keine Ahnung, wie ein Hund wissen soll, welches Geräusch Gefahr bedeutet. Alle Geräusche hier sind ihm fremd. Gestern Abend hob er beim Getrippel des Marders auf dem Heuboden über uns nur einen Moment erstaunt den Kopf. Auf das Quietschen der Tür- und Fensterläden reagierte er mit einem beiläufigen Blick. Gerade das hielt ich für einen Vorteil, dass er nicht beim geringsten Anlass loskläfft. Und wenn nun tatsächlich Gefahr droht? So wie heute Nacht.

Was ist heute Nacht passiert? Es ist dunkel, es regnet, ich liege in meinem Bett in dem gemauerten Futtertrog neben dem Ofen, der Hund liegt auf dem Teppich – und draußen vor der Tür steht ein Mann und macht sich am Schloss zu schaffen. Woher weiß er, dass ich hier bin, dass ich hier allein bin? Er will bestimmt Geld, oder Frauenfleisch, oder er kam zufällig vorbei, wie die beiden Landstreicher, die hier letzten Sommer ein altes Moped stehlen wollten und, als das nicht ansprang, den Rasenmäher mitgehen ließen. Vielleicht treibt sich der Mann in der Nacht herum, weil er nicht schlafen kann. Und steckt, da er nun schon mal hier gelandet ist, einen Schraubendreher oder ein Taschenmesser ins Türschloss, vielleicht ist ja was zu holen.

Ha, grinse ich boshaft, heute Nacht hat er es jedenfalls nicht geschafft, die Tür aufzukriegen. Aber er kommt bestimmt zurück, nächste Nacht, mit besserem Werkzeug. Er wittert seine Chance. Verdammt noch mal, schon in der ersten Nacht läuft es schief. Von nun an ist jedes Geräusch verdächtig. Und ich weiß, wie viele Geräusche es hier gibt, immerzu unbekannte, unerklärliche Geräusche. Das ist nun mal so, an einem alten Ort, wo die Dinge jahraus, jahrein ein Eigenleben führen, in einem Stall, wo sich die Spinnen, Käfer und Würmer, die Ratten und Marder, die Vögel und Fledermäuse schon über Generationen unbehelligt eine Bleibe eingerichtet haben.

Ich gehe noch einmal zu den frischen Reifenspuren und sehe sie mir genau an. An einer Seite verschwinden sie im Gras – dort hat er gewendet –, an der anderen Seite kann ich sie nicht von den Spuren meiner Autoreifen unterscheiden, sosehr ich mich auch anstrenge, die Profile auseinanderzuhalten.

Mir gehen die Reifenspuren nicht aus dem Kopf, unwillkürlich laufe ich immer wieder hin, bis ich nichts mehr sehe als Riffel im Schlamm, voller Bedeutung, nur die Frage ist: welche.

Der Mann muss weg. Ob er nun da war oder nicht, er muss weg. Sofort. Ich gehe zum Auto, starte den Motor und fahre wüst auf den Spuren hin und her.

Jetzt zu dem, was ich mir vorgenommen habe. Umherstreifen, das verlassene Anwesen in Besitz nehmen, mich mit dem Dasein hier vertraut machen. Ich betrete das Haus, das frühere Wohnhaus des Bauern, nun das Sommerdomizil meiner Freunde aus Berlin. Die dicke Holzschwelle haben Ratten in winterlicher Hungersnot mittendurch genagt. Ich gehe durch die Räume im Erdgeschoss, die große Wohnung links, die kleine rechts, steige die breite Treppe hinauf und werfe im Obergeschoss einen Blick in die Schlafzimmer. Auf dem Treppenabsatz stehen zwei Pappkartons mit Schriftstücken. Bücher, angenagte Zeitungen, Schnellhefter. Das müssen die Sachen sein, die meine Freunde aufbewahrt haben, als sie das Haus leerräumten. Die hebe ich mir für später auf.

Ich steige die kleine Treppe zum Spitzboden hoch. Dort liegt noch Schnee auf den morschen Dielenbrettern, Schnee kriecht durch alle Ritzen.

Durch das Ochsenauge blicke ich auf den Obstgarten hinterm Haus: Eine Allee knorriger Bäume führt hinab bis zu den Eichen. Deutsche Eichen: Es braucht drei Erwachsene mit ausgebreiteten Armen, um sie zu umfassen. Sie wurden als Grenzmale an die Eckpunkte des Anwesens gepflanzt, vor fast zweihundert Jahren. Kahl und eckig muss es damals gewesen sein. Ein neues Gehöft auf zwei Hektar Weideland

am Rand eines Buchenwaldes, noch ohne Geschichte, ohne Vergangenheit, nur Gegenwart und Zukunft. Heute, wo das Vorwerk so alt ist, kann man sich das kaum vorstellen. Auch, wie Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Zukunft für die Menschen aussah, die hierher gezogen waren.

Ich steige die Treppe hinunter und schließe die Haustür hinter mir ab, Inspektion erledigt. Vor dem Haus liegt der rechteckige Hof mit einem Misthaufen, einem kleinen Teich und einer Wiese. Links die eingestürzte Getreidescheune, rechts die Ruinen von Gesindehaus und Schweinestall, dann der große Kuhstall, in dem ich wohne. Zwei Kastanienbäume begrenzen das Anwesen im Süden, so geht es nicht einfach in die Felder über. Raps wurde dieses Jahr ausgesät, sehe ich.

Blankow gehörte zu dem Gut Dornhain, das drei Kilometer weiter liegt. Der Gutsherr von Dornhain ließ das Vorwerk Blankow errichten, um es zu verpachten. Viel mehr wissen die Leute hier nicht darüber. Die Geschichte erschließt sich nicht ohne Weiteres, die Gegend ist zu unbedeutend und zu dünn besiedelt und die Eigentümer und politischen Systeme sind zu schnell aufeinandergefolgt.

Ich denke oft an früher, überlege, wie es hier gewesen sein mag, verschanze mich in diesen Gedanken. Wenn ich Teil einer langen Kette bin, wird gleich alles unwichtiger. Mit Wahrscheinlichkeitsrechnung beruhige ich mich selbst. Es gibt keinen Grund, Angst zu haben, hier passiert nur selten etwas Schreckliches. Also warum soll es gerade jetzt passieren, wenn ich hier bin?

Ein unbestimmtes Geräusch reißt mich aus dem Schlaf, und es rieselt mir kalt über den Rücken. Es ist meine zweite Nacht. Bestimmt ist der Mann zurückgekommen. Ich halte den Atem

an, der mir plötzlich viel zu laut scheint, und horche. Er ist es nicht, es ist ein anderes Geräusch. Schläfrig lasse ich mich wieder auf die Matratze sinken. Bis ich Metall auf Metall höre, mein Blut beginnt zu rauschen, meine Schläfen pochen. Still, warum macht mein Körper so einen Krach. Der Hund, was macht der Hund? Er schläft. Ich horche und horche, bis ich nur noch die Stille höre. Eigentlich müsste ich draußen nachschauen, aber ich traue mich nicht. Also werde ich nie wissen, ob der Mann nun dort gestanden hat oder nicht. Und er kann jede Nacht wiederkommen.

Morgens sehen mich aus dem Spiegel erschrockene Augen in einem zerfurchten, blassen Gesicht an.

Ich bin gekommen, um allein zu sein, fort von der Stadt, von der Arbeit, den Menschen, der Flut von Informationen, die täglich in mein Leben geschwemmt werden. So wichtig kann das alles nicht sein, dass ich ständig auf der Höhe sein muss, oder besser: So wichtig kann ich nicht sein. Ich bin gekommen, um vollendete Tatsachen zu schaffen. Ich will wissen, was passiert, wenn ich monatelang allein lebe, auf dem Land, von Tag zu Tag. Ich will herausfinden, wie sich das auf meine Angst und mein Verlangen nach Sinn auswirkt. Und ich bin gekommen, um diesen sonderbaren Ort Blankow, wo ich vor einigen Jahren eher durch Zufall gelandet bin, besser kennenzulernen.

Etwas hat mich dazu getrieben. Alle Gründe bleiben zugleich auch Vorwände, Gedankenspiele.

Nach einigen Tagen wird mein Kreis um den Hof größer. Ein unbefestigter Weg führt mich durch Felder und Heuwiesen. Im Gras stehen stelzbeinig zwei Kraniche. Mit ihrem perl-